

# Berliner Zeitung

Archiv » 2009 » 14. März » 1949 1989 2009

## Textarchiv

1949 1989 2009

### Eine waschechte Revolution

#### ***Der Historiker Ilko-Sascha Kowalczyk erzählt die Geschichte vom Ende der DDR von unten, aus der Perspektive des Volkes***

*Harald Jähner*

Nach Jahrzehnten innenpolitischer Stabilität kam das Ende der SED-Herrschaft so überraschend schnell, dass man sich noch heute in einem Zustand gewisser Verdutzung befindet. Wie kam denn das? fragt man sich auch zwanzig Jahre später und noch immer mit diesem Reflex, als müsse man sich die Augen reiben. Entsprechend unsicher sind die Begriffe, die man zur Beschreibung des DDR-Endes verwendet: Wende, Zusammenbruch, Untergang, Scheitern, Implosion - Begriffe, die kaum vom aktiven Zutun der Bevölkerung handeln. Das Wort Revolution kommt zwar auch vor, aber immer mit dem Beiwort friedlich, so als traue man den Aufständischen ihre Entschlossenheit nicht recht zu. Aufständische - ein Wort, das Deutsche erst recht nicht auf sich gemünzt wissen wollen. Fälschlicherweise wird von der Auflösung der DDR und der Entwicklung zur Einheit deshalb gern auf der Ebene des Regierungshandelns erzählt, als eine Geschichte von Geschick und Versagen zeitweilig mächtiger Männer und einer Frau: Günter Schabowski, Egon Krenz, Michail Gorbatschow, Helmut Kohl, Ronald Reagan, Margaret Thatcher, Francois Mitterand, sogar Walter Momper spielen hier die zentralen Rollen. Von unten, aus der Opposition, kommen dazu Bärbel Bohley, Jens Reich, Rainer Eppelmann und Friedrich Schorlemmer - es sind immer dieselben, die uns das Gedächtnis als Erste nennt.

Gegen diese offizielle Geschichte setzen viele ehemalige DDR-Bürger, auch viele Autoren der diesjährigen Buchsaison, ihre ganz subjektiven Erinnerungen. Die rasante Entwicklung vom Mauerfall bis zum Eintritt in das politische System der Bundesrepublik hat vielen Menschen nachträglich das Gefühl einer Entwirklichung der Ereignisse gegeben, so, als müssten sie um ihre Biografien regelrecht kämpfen. Als sei die klassische Geschichtsschreibung dem Ende der DDR nicht gewachsen, steht die ganz

persönliche Erinnerung, das genaue Formulieren vergangener Befindlichkeiten besonders hoch im Kurs. Aktuelles Beispiel hierfür ist Jutta Voigts wunderbares Buch "Westbesuch". Die DDR-Geschichtsschreibung sei ein Puzzle aus mehr als 16 Millionen Einzelteilen, schrieb kürzlich ein Leser im Brief an die Redaktion. Unmöglich, es zusammenzusetzen.

Genau das: Klassische Geschichtsschreibung, aber von unten, versucht der Historiker Ilko-Sascha Kowalczuk in seinem soeben erschienenen historischen Panorama "Endspiel - Die Revolution von 1989 in der DDR". Auch er nimmt selbstverständlich Kohl und Gorbatschow in den Blick und widmet viele seiner rund 580 Seiten den klassischen Oppositionsgruppen der Friedens- und Umweltbewegung und der Kirchen. Mehr als die prominenten Akteure interessieren ihn jedoch die vielen Unbekannten, die mit dem Entzug ihrer Loyalität und mit dem offenen Aufbegehren den Sturz der SED-Herrschaft herbeigeführt haben.

Kowalczuk widmet einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit jenen vielen Menschen, denen ihr Auto wichtiger war als die Ergebnisse der KSZE-Konferenz und die unter der Arroganz der Klempner und Kellner mehr gelitten haben als unter der Biermann-Ausweisung. Einen breiten Raum nehmen deshalb Themen der materiellen Lebensumstände ein - die Unruhe etwa, die in der Bevölkerung entstand, als im Oktober 1988 der erste Wartburg mit einem von VW gelieferten Vierzylinder das Eisenacher Werk verließ und dafür plötzlich ein Drittel mehr kosten sollte, nämlich 30 200 Mark. Die Wut über die Versorgungsmängel, die Angst vor der Vergiftung der Luft und der Gewässer, der Ärger über das Wegsehen der Verantwortlichen schwoll zu einem nicht mehr zu überhörenden Rumor an, wie Kowalczuk anhand zahlreicher Quellen darlegt. Der technologische Rückstand traf besonders jene, die ein starkes Bedürfnis hatten, sich mit ihrem Land zu identifizieren Gerade viele vom traditionellen Arbeitsethos geprägte "typische Deutsche", fleißige, auf Qualität setzende, im traditionellen Sinn eher unpolitische Menschen, hielten die Unproduktivität ihrer Arbeit und die Chancenlosigkeit in der DDR nicht mehr aus und flohen. Dass sie im Westen oft auf tragische Weise mit der Arbeitslosigkeit kämpften, steht auf einem anderen, freilich ebenso wichtigen Blatt.

Es gehört zu den unangenehmen Gepflogenheiten der Intellektuellenkaste im Westen wie im Osten, die Oppositionsmotive in ehrenwerte ideelle und schnöde materielle Motive auseinanderzuidividieren. Leute, die schon alles haben, verachten gern jene, die auch danach trachten. Kowalczuk erinnert an Otto Schily, der am 18. März 1990 den für seine Partei enttäuschenden

Wahlausgang in Ostdeutschland kommentierte, indem er wortlos eine Banane in die Kamera hielt. Die Fluchtbewegung und das spätere Votum der meisten Ostdeutschen für die rasche Einheit wird gern als Reflex von Dummköpfen betrachtet, die nur dem Konsum nachhecheln. Dabei wird im Ernst niemand bestreiten können, dass nichts so wirksam der DDR-Regierung die Legitimation entzogen hat wie die Flüchtlinge. Gerade dass so viele "normale", eigentlich unpolitische und bislang nicht durch Abenteuerlust auffällig gewordene Menschen bereit waren, ihre bisherige Existenz aufzugeben, müsste den DDR-Obernen die Schamesröte ins Gesicht getrieben haben, auch wenn sie, wie Honecker, nach außen hin dazu aufriefen, den Ausgereisten keine Träne nachzuweinen.

Wäre der DDR nicht das Volk in solchen Scharen weggelaufen, dann hätten die Zurückgebliebenen auch nicht den Zorn über ihre Regierung in jenem revolutionären Ausmaß entwickeln können, der sie in die Knie zwang und auf den Einsatz von Waffen verzichten ließ. Die Fluchtbewegung und die Opposition gehören deshalb in ihrer gemeinsamen Wirkung eng zusammen, auch wenn ein tiefer Riss die beiden Gruppierungen trennt. "Die Oppositionellen, die im Land etwas verändern wollten, auf der einen Seite, und die Hoffnungslosen, die nur noch weg wollten, auf der anderen. Beide Gruppen pochten auf die Einhaltung der Menschenrechte, die einen wollten sie erkämpfen, die anderen sie sofort haben. Beide Ansätze waren legitim. Öffentlich einräumen konnten beide Seiten aber nicht, dass sie eigentlich auf der gleichen Seite der Barrikade standen."

Der Autor war 1989 zweiundzwanzig Jahre alt, war weder in der SED noch in der Opposition: "Ich zählte zur uneinheitlichen Masse dazwischen", bekennt er im Vorwort, wohlwissend, dass diese Masse das Subjekt ist, um das in einer revolutionären Situation die Herrschenden und die Opposition ringen. Wem sich die Masse in dem entscheidenden Moment zuneigt, der hat gewonnen.

Dieser Moment kam im Sommer 1989, als Ungarn begann, die Grenzbefestigungen nach Österreich abzubauen. Kowalczuk zeigt mit Hunderten von Beispielen, wie die Bevölkerung immer lauter aufzumucken beginnt. Dabei helfen ihm ausgerechnet die Unterlagen der Staatssicherheit, mit denen Kowalczuk als langjähriger Projektleiter in der Forschungsabteilung der Birthler-Behörde viel Erfahrung hat. Das MfS hatte schon seit zwei Jahren minutiös von der überall steigenden Unzufriedenheit berichtet und sogar mehr Meinungsfreiheit gefordert, um dem Ärger ein Ventil zu geben. Auch die offizielle Schönfärberei war in den Augen Mielkes

kontraproduktiv. Zu spät. Nicht nur in den Zentren Berlin und Leipzig, sondern überall im Land überwand die Menschen ihre Angst und begannen zu handeln. Allein im Oktober fanden 330 Demonstrationen und Kundgebungen in 171 Städten statt. Nach Kowalczyks Recherchen standen Leipzig und Berlin in der öffentlichen Wahrnehmung nur deshalb so unangefochten im Zentrum der Aufmerksamkeit, weil von dort die westdeutschen Fernsehsender berichten konnten. "Bis heute ist nur wenigen bekannt, dass Plauen im Oktober 1989 die erste Stadt war, wo der Wille zur Revolution und zur deutschen Einheit schon am 7. Oktober massenhaft auf der Straße bekundet wurde. An diesem Tag beteiligten sich prozentual so viel Bürger der Stadt an den Protesten wie in keiner anderen Stadt."

In Plauen weigerten sich viele Geschäfte, Polizisten zu bedienen wegen des gewaltsamen Vorgehens gegen die Demonstranten. Der Chef der Freiwilligen Feuerwehr erklärte öffentlich, dass es eine Schande für die Berufsfeuerwehr sei, der Polizei zur Seite gestanden zu haben. Tausende traten allein in Plauen aus den Kampfgruppen aus. Es waren unübersehbar nicht mehr nur die Künstler, Bohemiens, Intellektuelle - die Berufsnörgler in den Augen der Funktionäre - die sich wehrten. Der Staat hatte beim breiten Volk nicht den geringsten Rückhalt mehr. Es war aus.

Dass sich dennoch der Begriff Revolution für das Ende der DDR nicht durchgesetzt hat, liegt laut Kowalczyk an dem Missverständnis, dass zu einer gelungenen Revolution der subjektive Erfolg der Revolutionäre gehören müsse. Deren Elite, die Bürgerrechtsbewegung, wollte zu großen Teilen eine zwar demokratische, aber vom Westen unabhängige DDR, einen Staat, der die Vision des Sozialismus sogar noch bewahrt. Sie wollte keinen Unterschlupf in der Bundesrepublik und geriet dabei rasch in einen Gegensatz zur Mehrheit der Bevölkerung. Wie immer, meint Kowalczyk. Zu einer Revolution gehört es in der Regel eben, "dass sie die Männer der ersten Handlungsphase wieder entlässt, historisch hat sie ihnen ganz oft den Kopf abgeschlagen."

Die Ostdeutschen beließen es beim Abwählen. Am 18. März stimmten 48 Prozent für die "Allianz für Deutschland" und damit für die rasche Einheit, nur knapp drei Prozent für Bündnis 90, knapp 17 Prozent für die SED/PDS. Mit der Einwahl in das parlamentarische System der BRD habe sich das wichtigste Merkmal einer Revolution, der grundlegende Umsturz der Verhältnisse, erfüllt, meint Kowalczyk. Dass die 89er-Revolution zum Anschluss an eine bestehende Gesellschaftsordnung geführt, mithin nichts grundlegend Neues hervorgebracht habe, kollidiere allenfalls mit einem romantischen Revolutionsverständnis. Zum Glück aller Beteiligten sei es eine

utopiefreie Revolution gewesen.

Kowalczuk sieht allerdings etwas zu unbeschwert über die Tatsache hinweg, dass auch vielen Beteiligten die Jacke des Revolutionärs ein paar Nummern zu groß erscheint. Sicher ist es allen Revolutionen eigen, dass der Rausch der Selbstermächtigung schnell verfliegt und der Katzenjammer folgt. Die Phase der freien Auseinandersetzung über die Zukunft wich in den Monaten und Jahren nach dem Mauerfall allerdings so schnell dem Anpassungsdruck, den die neuen Verhältnisse ausübten, dass diese kaum noch als selbstgewählte erkennbar waren. Die Rede von der "abgebrochenen Revolution" hängt an erster Stelle damit zusammen, dass Lernzwänge und Anpassungsprozesse an die Stelle aktiver politischer Erfahrung traten, und nicht, wie Kowalczuk meint, die Enttäuschung über das Ausbleiben neuer Herrschaftsmöglichkeiten für die Eliten. Dass die Deutschen auf ihre große Revolution so wenig stolz sind, liegt schließlich auch an der rüden Weise, in der sich die Westdeutschen ihrer aus der Einheit erwachsenen Chancen annahmen. Dass dies alles kein Grund ist, auf 1989 nicht voller Stolz, Respekt, Freude und auch Verwunderung zurückzublicken, das macht Kowalczuks Buch mit jeder Seite deutlich.

-----  
Ilko-Sascha Kowalczuk. Endspiel. Die Revolution von 1989 in der DDR. Verlag C.H.Beck. 603 S., 24,90 Euro.

-----  
Foto : 4. September 1989. Demonstration in Leipzig im Anschluss an das wöchentliche Friedensgebet.

[IMPRESSUM](#) | [KONTAKT](#) | [AGB](#) | [MEDIADATEN](#)



BerlinOnline



Berlin.de

tip

**BERLINER  
KURIER**